

Christliche Kunst

Gérard-Henry Baudry: Handbuch der frühchristlichen Ikonographie. 1. bis 7. Jahrhundert, Freiburg im Breisgau: Herder Verlag 2010, ISBN 978-3-451-32285-3, gebunden mit Schutzumschlag, 240 Seiten mit 300 farbigen, teils ganzseitigen Abbildungen sowie einigen Plänen, Bibliographie und Register, Format: 24,0 x 30,0 cm, 240 Seiten, € 78,-.

Das Christentum der ersten Jahrhunderte war für die europäische Kulturentwicklung von nachhaltiger Bedeutung. Bis heute sind die Vorstellungen von Gott, Mensch und Welt durch die komplexe Symbolik der ersten Christen geprägt. Diese Auffassung vertritt der 1935 geborene Gérard-Henry Baudry in seinem »Handbuch der frühchristlichen Ikonographie«, das die Bedeutung des christlichen Kulturerbes der Spätantike für unsere Zeit vermitteln möchte. Baudry ist französischer Priester der Diözese Nantes, zudem Buchautor und Herausgeber. Bei der 17bändigen Enzyklopädie »Catholicisme. Hier, aujourd'hui, demain« (1948–2009) war er leitend tätig.

Der hier zu besprechende Band versteht sich als eine systematische Einführung in die Bedeutung frühchristlicher Symbole, die sich in patristischer Literatur, liturgischen Quellentexten und der bildenden Kunst der Spätantike finden. Gemäß seinem Anliegen als Handbuch bietet das Buch keinen chronologischen, sondern einen enzyklopädischen Überblick. Deshalb sind inhaltliche Überschneidungen in manchen Kapiteln unvermeidlich. Eine besondere Stärke sind die rund 300 Farbabbildungen in hervorragender Reproduktionsqualität, die Hauptwerke der frühchristlichen Bildkunst bis zum Ende der Kirchenväterzeit im 7. Jahrhundert zeigen. Der größte Teil der abgebildeten Werke stammt allerdings aus den westlichen Regionen des Christentums. Eine stärkere Berücksichtigung der byzantinischen Ikonographie hätte man sich gewünscht. Der Wert des Bandes als Gesamtschau der frühchristlichen Symbole ist dadurch aber nur unwesentlich gemindert, weil ostkirchliche Kirchenväter häufig zitiert werden.

In seiner Einleitung (S. 9–26) erläutert Baudry die historischen Grundlinien und thementrägenden Begriffe. Fast alle erhaltenen Darstellungen aus der Zeit vor dem »Toleranzedikt« von Mailand (313) entstanden als Grabmaldekoration für Katakomben und Nekropolen. Ihrer Funktion entsprechend zeigen die Wandmalereien und Sarkophagreliefs eine Ikonographie, die sich biblisch-allego-

risch auf Tod und Auferstehung bezieht. Die Künstler und Auftraggeber bevorzugten Heilssymbole, die im Katechumenenunterricht und in der Taufkatechese verwendet wurden. Erst nach der »Konstantinischen Wende« und durch die Förderung des Christentums durch die Familien der Kaiser im 4. Jahrhundert wurden Basiliken über Heiligengräbern und in unmittelbarer Nähe der Katakomben errichtet. Hinzu kamen Baptisterien mit soteriologischer Ikonographie. Dadurch erweiterte sich das motivische Spektrum zu komplexen, an Bibel, Liturgie und Predigt orientierten Bildprogrammen.

Die schriftlichen Quellen der drei ersten Jahrhunderte machen ausgiebigen Gebrauch von symbolischen Bildern. Sie bezeugen aber überraschenderweise kein Interesse an deren Veranschaulichung durch Kunst. Trotz dieser Zurückhaltung im kirchlichen Schrifttum und obwohl Bischöfe den Bildgebrauch aus Sorge vor heidnischem Götzendienst untersagten, verlangte das Volk aber nach Bildern, um Glauben, Frömmigkeit und Gebet auch ästhetisch zu bekunden. Seit dem 3. Jahrhundert sind allegorische Sinnbilder und biblische Szenen belegt. Als visuelle Heilssymbole drückten sie die Hoffnung der Christen aus.

Das griechische Wort »symbolon« bezeichnete in der Antike das bei Vertragsverhandlungen in zwei Teile gebrochene Objekt, das Vertragspartnern fortan als Erkennungszeichen ihrer Vereinbarung diente. In einem allgemeinen Sinn bedeutete »symbolon« das Erkennungszeichen zur Identifizierung einer Person, so Baudry. Das zugrundeliegende Verb »symballein« (wörtlich »zusammenwerfen«) bezog sich auf die Beziehung zweier Personen bzw. Dinge. In diesem Sinne galt das frühkirchliche Glaubenssymbol, z. B. das »Apostolische Symbolum«, als offizielles Glaubensbekenntnis und zugleich als Erkennungszeichen christlicher Verbundenheit. Die frühchristliche Literatur benutzte den Begriff »Symbol« für Dinge oder Personen, die über sich selbst hinausweisen und eine andere, meist übernatürliche Realität repräsentieren. Das Christentum entwickelte geradezu eine Kultur des Symbols, betont Baudry, was für eine Glaubenslehre typisch ist, die göttlich-transzendente Mysterien verkündet. Treffend formulierte der hl. Cyrill, Patriarch von Alexandrien († 444): »Da die Eigenschaften und die Besonderheiten des Göttlichen ebenso schwer zu beschreiben wie zu erklären sind, ... können wir das Göttliche nur mittels Figuren und Bildern, so sprechend wie möglich, und wie in einem Spiegel oder dank symbolischer Wunder kennenlernen.«

Der reich illustrierte Band von Baudry umfasst acht Kapitel, die ein Anhang mit Ortsregister (»Verzeichnis der Abbildungen nach Standorten«), Bibliographie, Anmerkungen und Sachregister (»Register der Symbole«) beschließen. Der umfangreiche Stoff gliedert sich in acht Symbolgruppen: Christus-Symbole; Buchstaben, Zahlen und geometrischen Figuren; Natursymbolik; Symbole aus dem kulturellen Umfeld; alttestamentliche Typologie; theologische Bedeutung des Lebens Jesu; Sinnbilder der Kirche, Symbolik in Kirchenbau und Ritus; eschatologische Symbole.

Bereits im 3. Jahrhundert zeigen Sarkophagreliefs das »Christogramm« (»Chrismon«), wie das erste Kapitel darlegt. Infolge der Vorliebe Kaiser Konstantins für das Monogramm Christi war das Symbol im 4. Jahrhundert auch auf Gegenständen des täglichen Gebrauchs verbreitet, oftmals flankiert von den Buchstaben Alpha und Omega. »Gegenstand höchsten Ruhmes ist das Kreuz«, verkündete Bischof Cyrill von Jerusalem († 387) in seiner Taufkatechese. Gleichwohl entstanden szenische Darstellungen der Kreuzigung Christi erst nach 430. Etwa hundert Jahre zuvor hatte Kaiser Konstantin die Kreuzigung als Todesstrafe verboten. In der spätantiken Gesellschaft löste das Kreuz seitdem keine negativen Assoziationen mehr aus. Dagegen war das historische Kreuz in den ersten Jahrhunderten nicht als Marterinstrument dargestellt worden. Die Christen jener Frühzeit bevorzugten vielmehr symbolische Bilder mit soteriologischem Bezug zur Auferstehung.

Das metaphorische Bild des Guten Hirten verdankt sich einerseits den biblischen, von patristische Autoren oft zitierten Hirtenworten und andererseits den heidnischen, in der römischen Malerei dargestellten Hirtenszenen (Hermes Kriophoros, der einen Widder auf der Schulter trägt) als Sinnbild für die Harmonie der Welt und des jenseitigen Glücks der Seligen. Während sich das Lamm (»Agnus Dei«) ausschließlich aus biblischen Quellen ableitet, geht der Fisch auf ein Akrostichon zurück, das die Initialen einer Glaubensformel aus fünf Wörtern bildet (»ICHTHYS«, »Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser«). Zur Zeit der Christenverfolgungen, als die griechische Sprache Weltsprache war, galt das Symbol des Ichthys als Erkennungszeichen unter den Gläubigen. In seinem Werk »Über die Taufe« bezog sich Tertullian (um 160–nach 220) auf dieses bedeutsame Symbol: »Wir aber, die Fischlein, gemäß unserem Ichthys, Jesus Christus, werden im Wasser (der Taufe) geboren, und uns ist nur dann wohl, wenn wir im Wasser bleiben.« Fische als Symbol der Neugetauften zeigen die Mosaiken des Taufbeckens in Démila (Al-

gerien). Die patristische Literatur und frühchristliche Kunst bezeichnete Christus auch als Lehrer und Philosoph (»traditio legis«) oder Arzt (»medicus«). Laktanz nannte Christus »doctor virtutis« (»Lehrer der Tugend«). Cyrill von Jerusalem rühmte ihn als »Arzt für Seele und Leib, er lässt die Geister gesunden. ... Wessen Seele wegen ihrer Sünden leidet, der hat in Christus einen Arzt.« Nach der Konstantinischen Wende entstanden zahlreiche Darstellungen Christi auf einem Thron (»Maiestas Domini«). Hier ist dem Verfasser zuzustimmen, wenn er formale Einflüsse des politischen Kaiserzeremoniells anerkennt, das Motiv im Grunde aber als Symbol der kosmischen Herrschaft Christi deutet. Das in Mosaiken seit dem 5. Jahrhundert gezeigte Motiv des leeren Thrones (»Hetoimasia«) bezeichnet den zugewandten Thron Christi (Offb 22,1–4) und symbolisiert dessen unsichtbare Anwesenheit, die erwartete Parusie als Offenbarwerden des erhöhten Herrn in seiner Glorie.

Die Huldigung der Sterndeuter, die 432/40 das römische Triumphbogenmosaik in Santa Maria Maggiore darstellt, deutet der Verfasser als Abkehr von magischen und astrologischen Praktiken, die in der antiken Welt verbreitet waren. »Das junge Christentum geht ostentativ in Opposition, insistiert auf der Freiheit des Menschen und wendet sich gegen die Vorstellung eines unabwendbaren Schicksals, das angeblich in den Sternen steht. Auch dies ist Teil des »Neuartigen« am Christentum. Christus triumphiert über die dämonischen Mächte« (S. 178).

Als positives Fazit ist abschließend die Benutzerfreundlichkeit des Buches festzuhalten. Es ist ein Grundlagenwerk, dessen Autor eine immense Motivfülle in übersichtlicher Darstellung verarbeitet hat. Profunde Sachkenntnis verbindet sich mit guter Lesbarkeit, denn der Text und seine Anmerkungen verzichten auf unnötige Quellenabkürzungen, sie dokumentieren auch keine komplizierten Forschungsdiskussionen.

Einige kritische Punkte seien aber erwähnt. Im Abschnitt »Hirsch« ist irrtümlich das romanische Apsismosaik der Kirche San Clemente in Rom abgebildet (S. 107, Abb. 3). Im vierten Kapitel (»Symbole aus dem kulturellen Umfeld«) behauptet der Autor die Existenz von Darstellungen des nimbierten Christus in Malerei und Mosaik des 2. Jahrhunderts, allerdings ohne Nachweis (S. 123). Auch in sonstigen Ausführungen hätte man sich mehr Präzision in der Angabe von Bild- und Textquellen gewünscht. Die Anmerkungen weisen nur selten auf weiterführende Literatur hin. Die Auswahlbibliographie enthält fast nur französisch- und italienischsprachige Titel, wobei deutsch- und englischsprachige Standardwerke kaum berücksichtigt

sind. Spezialisten empfiehlt sich der Band deshalb nur eingeschränkt als Nachschlagewerk, zumal bei Zitaten frühchristlicher Inschriften oder patristischer Autoren häufig die Quellenangabe fehlt. Man hätte sich gewünscht, dass der Autor das reiche Bildmaterial in seine Argumentationen einbezogen hätte. Zwischen Abbildungen und Text finden sich nur selten Bezüge, in der Einleitung fehlen sie ganz. Die Bildtexte lassen zuweilen die Datierung der Kunstwerke vermissen.

Diese Details beeinträchtigen aber nicht den positiven Gesamteindruck der Publikation, die einem breiten Leserkreis sehr zu empfehlen ist. Ihr Mehrwert besteht in der systematisch geordneten Gesamtschau. Baudry gibt eine gute Einführung in die faszinierende Ikonographie des frühen Christentums, die kulturell weit über ihre Entstehungszeit hinaus prägend wirkte. *Ralf van Bühren, Rom*

Homiletik

Josef Kreiml (Hg.), Katechesen zum Credo. Mit einem Geleitwort von Bischof Klaus Küng, (Schriften der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten, Bd. 7), Regensburg: Friedrich Pustet 2014. 19,95 € (D). ISBN: 978-3-7917-2580-2; eISBN: 978-3-7917-7036-9 (PDF).

Man kann nicht gerade von einem Mangel an Glaubensbüchern sprechen.¹ Woran es weitgehend fehlt, ist die Kunst, den Glauben in seiner Fülle so zur Sprache zu bringen, dass er verständlich, begründet und einladend wirkt. Zwölf Autorinnen und Autoren haben in der St. Pöltener Franziskanerkirche im »Jahr des Glaubens« 2013/14 entlang der Artikel des Glaubensbekenntnisses katechetische Vorträge gehalten, die auch im Radio ausgestrahlt wurden und einen breiten Anklang gefunden haben. Hier sind sie gesammelt. Bewusst hat man dafür unterschiedliche Personen ausgewählt, welche die verschiedenen Stände, Geschlechter, Ämter und Aufgaben in der Kirche repräsentieren, wenn auch mit einem Schwergewicht auf Leitungs- und Lehrämter. So ist der Band als vielstimmige »*redditio symboli*« des Glaubenslichtes in vielfacher Brechung entstanden. Alle eint jedoch der wissenschaftlich-argumentative Zugang, der einen »*intellectus fidei*« für ein breiteres Publikum sucht, ohne sich in Einzelfragen zu verlieren. Das Buch belegt, dass eine zeitgemäße Formulierung des Glaubens keineswegs Abstriche an den einzelnen Glaubensaussagen zu machen hat, und dafür darf man allen Autorinnen und Autoren Dank aussprechen.

Programmatisch, kenntnisreich und ausgewogen führt der St. Pöltener Fundamentaltheologe Josef Kreiml in die Reihe der Katechesen mit einer Hinführung zum Glaubensverständnis, Glaubensakt und Glaubensbekenntnis ein. Gut nachvollziehbar erläutert er etwa das Verhältnis von Du- und Dass-Glaube, die Anliegen des »Jahr des Glaubens« und dann vor allem den geschichtlichen Hintergrund und die Bedeutung der beiden heute gebräuchlichen Glaubensbekenntnisse, des der Konzilien von Nizäa und Konstantinopel und des »Apostolicum« – ein regelrechter kleiner Traktat und ein Meisterstück. Der St. Pöltener Diözesanbischof Klaus Küng stellt in seiner Katechese zu »Ich glaube an Gott, meinen (sic!) Vater und Schöpfer«, seine breiten philosophisch-theologischen Kenntnisse unter Beweis. In einer warmen Verkündigungssprache schlägt er den großen Bogen der Heilsgeschichte von der Schöpfung, deren Begriff er vor dem Anspruch der Naturwissenschaft klärt, über Sündenfall, Inkarnation, Erlösung und kirchlich-sakramentales Leben. Ludwig Juza, österreichischer Regionalvikar des »Opus Dei«, stellt das zentrale christologische Kerygma des Glaubensbekenntnisses vor und verteidigt es angesichts seiner Infragestellungen. Dabei erinnert er auch an das »Credo des Gottesvolkes« von Papst Paul VI., das schon 1967 gegen aktuelle Verkürzungen des christologischen Bekenntnisses den ganzen Glauben der Kirche bekräftigte. Präzise entfaltet er seine Gedanken anhand des Jesus- und des Christusnamens sowie der Titel »Sohn Gottes« und *kyrios*. In praktischen Perspektiven zeigt sich, dass der Glaube an Gottheit und Menschheit Jesu keineswegs ersetzbar ist und dass ihm die Haltung von Anbetung und Betrachtung entsprechen. Allenfalls eine kleine Bemerkung zum leibhaften Realismus der Jungfrauengeburt hätte noch gut getan.

Der Salzburger Erzbischof und Franziskaner Franz Lackner meditiert über das Weihnachtsgeheimnis – heilsgeschichtlich und gleichzeitig mit philosophischem Hintergrund. Dabei macht er sich die Auffassung des Duns Scotus zu eigen, dass die Inkarnation nicht von der Sünde des Menschen abhängt. Abt Columban Luser des Stiftes Göttweig schließt daran seine Überlegungen zum »*mysterium crucis*« an. Er möchte das Kreuz Christi aus einer trinitarischen communio-Theologie im Anschluss an Gisbert Greshake und Hans Urs von Balthasar heraus erschließen: Der Gott der Liebe hält sein Ja zum Menschen auch angesichts der Verweigerung des Menschen in der Sünde durch. Im Dunkel des Kreuzes geht der Sohn Gottes »in eine Erfahrung hinein, die Ausdruck der äußersten Beziehungslosigkeit ist« (80). Das ist tiefgründig, doch